



„Mein Prophet hat Christen als Freunde“

Im Bundesstaat Jos in Nigeria reiht sich eine Krise an die nächste. Bei Anschlägen, Straßenschlachten und stillen Morden sind seit 2001 mehrere tausend Menschen ums Leben gekommen. Ursache sind angeblich Auseinandersetzungen zwischen Christen und Muslimen. Für ein besseres gegenseitiges Verständnis und gewaltfreie Konfliktlösungen setzen sich seit einiger Zeit die Friedensvermittler des Komitees für Gerechtigkeit, Entwicklung und Frieden (JDPC) der Erzdiözese Jos ein.





Sani Suleiman ist JDPC-Manager für den Bereich Friedensbildung.

Jos – Am 11. März 2012 knallte es plötzlich vor der St. Finbarr's Kirche in Jos. Der katholische Priester Peter Umoren hatte gerade mit seiner letzten Messe am Sonntagvormittag begonnen. Doch wenige Sekunden nach dem Knall fing der Kirchenbau an zu beben. Teile der Decke fielen auf die Betenden. Die Scheiben zersprangen, und überall auf dem Boden lagen Glassplitter. Viele Gläubige versuchten, sich durch die zerbrochenen Fensterscheiben nach draußen zu retten. „Mir war sofort klar: Das müssen diese Selbstmordattentäter sein“, erinnert sich der Geistliche ein Jahr später an jenen Sonntagmorgen, an dem 19 Menschen starben, Dutzende verletzt wurden und sich nur kurze Zeit später wütende christliche und muslimische Jugendliche schwere Straßenkämpfe lieferten.

Warnung vor Reisen nach Jos

Wie groß diese Gefahr ist, wurde im September 2001 zum ersten Mal deutlich. Innerhalb von wenigen Tagen kamen bei Straßenkämpfen mehr als 1000 Menschen ums Leben. Von außen sah es nach einem Kampf der Religionen aus. Diese trafen den ganzen Bundesstaat Plateau mit aller Wucht. Seit der Unabhängigkeit im Jahr 1960 war es zwar mehrfach zu Ausschreitungen gekommen. Doch die Krise 2001 hat die Region wie nie zuvor getroffen. Ausgerechnet Jos. Seit Jahrzehnten wirbt Plateau mit dem Slogan „Heimat von Frieden und Tourismus“ zu sein. Noch heute steht das auf jedem Autokennzeichen. Jos galt als beliebtes Ziel für Missionare aus Europa und Wochenendausflügler aus der Hauptstadt Abuja. Das Klima ist kühl und

erfrischend, das Zentrum angenehm groß und überschaubar. Die Umgebung eignet sich gut für Ausflüge. Heute wird vor Reisen nach Jos gewarnt.

„Der Konflikt wird immer da sein“, sagt Sani Suleiman,

der für das Komitee für Gerechtigkeit und Frieden (JDPC) der Erzdiözese Jos den Projektbereich Friedensbildung leitet. Suleiman, der Vater von zwei Töchtern ist und als Muslim für eine katholische Organisation arbeitet, sitzt in seinem blau-gestrichenen Büro und bereitet einen Workshop vor. An seiner Pinnwand hängt ein Poster, das die großen Religionen der Welt darstellt. Seine Aussage klingt für jemanden, der sich nachhaltig für Frieden in der eigenen Heimat einsetzt, im ersten Moment ernüchternd. Doch er lächelt. „Unsere Hoffnung ist schlicht, dass Menschen diese Konflikte nicht mehr mit Gewalt lösen, sondern andere, friedliche Wege finden.“

Gespräche mit Religionsvertretern und Jugendlichen

Um im eigenen Dorf in Plateau oder in einem Stadtteil von Jos eine gewaltfreie Lösung für einen möglichen Konflikt zu finden, dafür hat JDPC sogenannte Friedensvertreter – Peace Agents – ausgebildet. Neben der Arbeit in ihren Vierteln treffen sie sich regelmäßig zu Workshops, diskutieren die Schwierigkeiten, die ihr Ehrenamt mit sich bringt, aber natürlich auch die Erfolge.



Auch Jahre später trauen sich viele Menschen nicht, ihre abgebrannten Häuser wieder aufzubauen.

Priester Peter Umoren und die Überreste des Anschlags im März 2012.





Ein bedrückender Moment: Becky Adda-Dontoh (rechts) spricht mit Opfern von Gewalt. Regina Emmanuel (Mitte) hat bei einem Bombenanschlag im vergangenen Jahr ihren Mann verloren.

Beim ersten Treffen in diesem Jahr hat Patrick Danjuma Paul sie für Tudun Wada, ein großes, christlich dominiertes Wohnviertel im Zentrum von Jos, auf ein großes Poster geschrieben: „Tudun Wada ist sehr friedlich.“ Anschließend haben er und die übrigen Friedensvermittler aus dem Stadtteil die Gründe dafür aufgelistet. Unter anderem haben sie Gespräche mit Religionsvertretern und Jugendlichen geführt. Außerdem bemühen sie sich um ein freundliches Auftreten, wenn sie in Sachen Frieden unterwegs sind. Die Studentin Maimuna I. Abdullahi sitzt im Publikum und hört gespannt zu. Nach der Präsentation meldet sie sich und merkt skeptisch an: „Es gibt durchaus Muslime, die nicht gerne nach Tudun Wada kommen.“

Die junge Frau, die Geschichte studiert, spricht das aus, was in Jos zu einem großen Problem geworden ist. Durch die Ausschreitungen ist die Stadt immer stärker in christliche und muslimische Viertel aufgeteilt worden. Heute überlegt sich ein Christ genau, ob er muslimische Freunde besuchen kann. Umgekehrt ist es genauso.

Nach der Präsentation hat sich Maimuna I. Abdullahi nach draußen in die Sonne gesetzt und rudert ein bisschen zurück. „Als Friedensvermittlerin gehe ich natürlich in alle Stadtteile. Aber in einer Krise bin ich vorsichtig. Dann möchte ich auch nicht, dass mich ein Christ zu Hause besucht. Ich will nicht, dass er sich in Gefahr begibt.“



Friedensvermittler, links Maimuna I. Abdullahi, diskutieren darüber, wie sicher ihr Stadtteil wirklich ist.

Nigeria: Riesenstaat mit Problemen

Mit 160 Millionen Einwohnern, rund 250 verschiedenen ethnischen Gruppen und einer etwa gleich großen Anzahl an Christen und Muslimen ist Nigeria Afrikas Riesenstaat schlechthin.

Nigeria wurde 1960 von Großbritannien unabhängig. In den Jahrzehnten danach folgten unter anderem der

Biafra-Krieg (1967 bis 1970) für die Unabhängigkeit des Öl-reichen Südostens sowie eine lange Phase der Militärdiktatur, die erst 1998 wieder beendet wurde. Seitdem brechen bis dahin unterdrückte ethnische und religiöse Spannungen immer häufiger auf. In den zwölf Nord-Bundesstaaten, die muslimisch dominiert sind, hat dazu beispielsweise die Einführung der Scharia ab dem Jahr 2000 beigetragen. Im Bundesstaat Plateau handelt es sich häufig hingegen um ungelöste Landfragen sowie den Zugang zu politischen Ämtern und Ressourcen.

Seit 2011 trägt auch die islamistische Terrorgruppe Boko Haram (Westliche Bildung ist Sünde) zu einer weiteren Eskalation der Konflikte bei. Gerade in Plateau, aber auch im Nachbar-Bundesstaat Kaduna lösen Anschläge der Gruppe, die sich nach eigenem Bekunden für eine landesweite Einführung der Scharia einsetzt, häufig eine Welle der Gegengewalt aus.

Zur Lösung dieser Konflikte ist auf politischer Ebene hingegen bisher wenig getan worden. In Plateau wurde zum Beispiel erst elf Jahre nach der ersten Krise von 2001 das staatliche Frühwarnsystem „Operation Rainbow“ eingeführt. Einwohner sollen aufkeimende Gewalt unverzüglich per Email oder SMS melden; eine Maßnahme, auf die viele nichtstaatliche Organisationen (NGO) bereits seit Jahren setzen.



Gespanntes Zuhören: Im JDPC-Workshop sollen die Teilnehmer über die Probleme in ihren Stadtteilen diskutieren und Strategien zur Deeskalation lernen.



Tagelanger Ausnahmezustand

Wie groß diese sein kann, hat sie oft erlebt. Maimuna I. Abdullahi kann sich gut an das Jahr 2001 erinnern, als in Jos tagelang der Ausnahmezustand herrschte. Damals wurde ihr klar: Sie will sich unbedingt für den Frieden einsetzen, auch wenn das eine belastende Arbeit ist. „Das Schlimmste ist: Man ist selbst traumatisiert. Als Friedensarbeiter geht man in die betroffenen Viertel, sieht Verwundete, sieht Leichen. Zu Hause braucht man jemanden, mit dem man darüber sprechen kann.“ Die Studentin versucht, nüchtern zu klingen. Doch ab und zu fängt ihre Stimme ein wenig an zu beben.

Austauschen kann sie sich gut mit den anderen JDPC-Friedensvermittlern. Wichtig für sie ist dabei: Es sind Christen und Muslime. Dieser interreligiöse Ansatz hat Maimuna I. Abdullahi, die vorher unter anderem für das Rote Kreuz im Einsatz war, auch dazu bewogen, sich einer katholischen Organisation anzuschließen. „Mir wäre es ein bisschen zu einfach, wenn es nur Muslime wären“, lächelt sie jetzt.

„Hier kann ich wirklich zeigen, dass es mir ernst mit dem Frieden ist.“

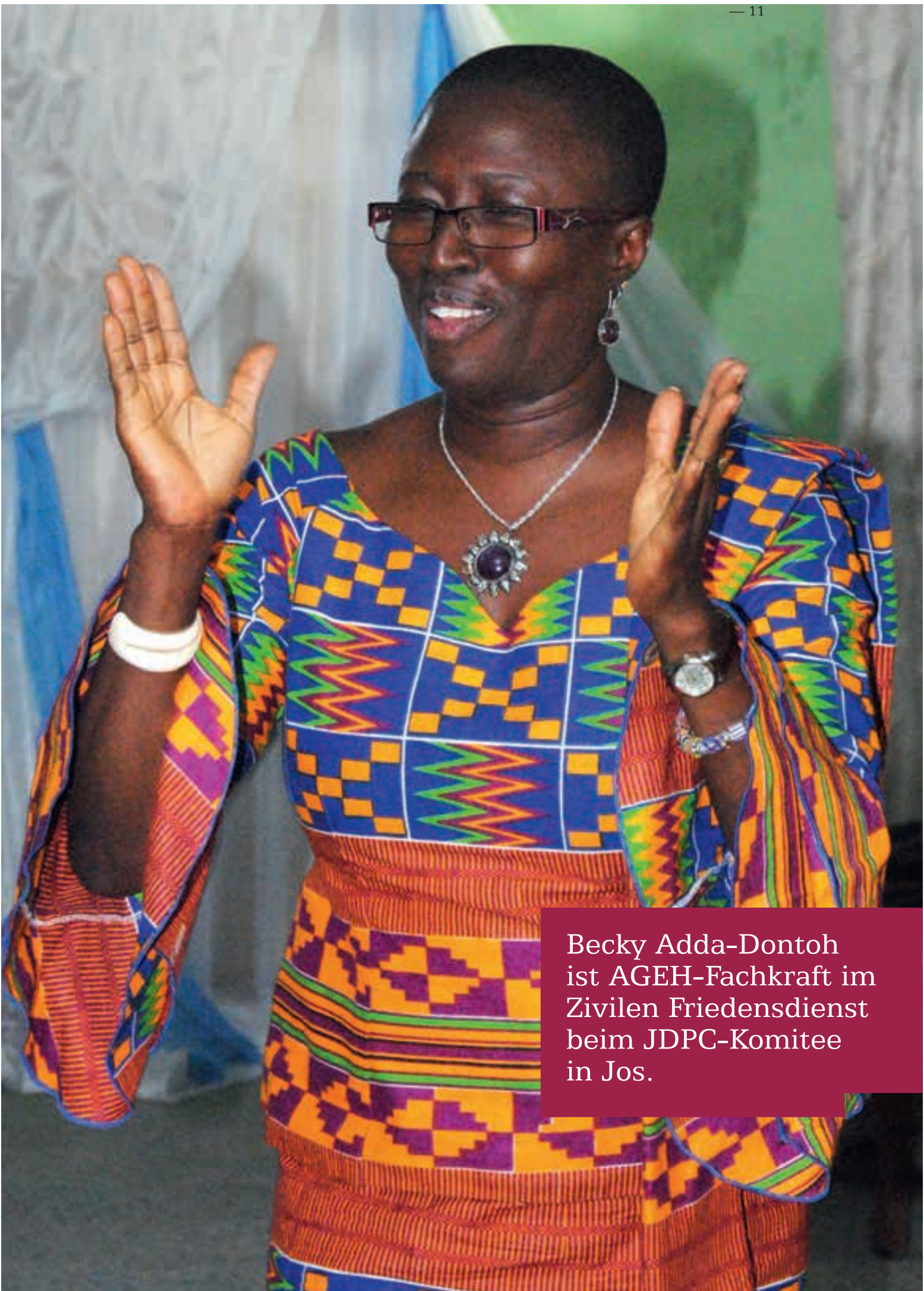
Viele kennen weder Bibel noch Koran

Kritisiert wird sie trotzdem dafür – erst vor einer Woche wieder. Maimuna I. Abdullahi hatte an einem Workshop der katholischen Kirche teilgenommen und Infomaterial mit nach Hause genommen. „Jemand sah das und sprach mich darauf an. Was hast Du

denn mit der katholischen Kirche zu tun, fragte er empört.“ Die Studentin versucht, in solchen Momenten ruhig zu bleiben und zu erklären. „Wenn ich für sie arbeite, dann heißt das doch nicht, dass das etwas an meinem Glauben ändert.“ Ihr selbst hat der Vorfall einmal mehr gezeigt: Viele Menschen verstehen ihre Religion gar nicht und kennen weder Bibel noch Koran. „Mein Prophet hatte Freunde, die Christen waren. Wer wäre ich denn, wenn ich anders darüber denken würde.“

Bei jeder Diskussion um Krieg und Frieden ist Religion das beherrschende Thema, obwohl es nicht die Ursache für die Krise in Plateau, wo 3,1 Millionen Menschen leben, ist. Seit Jahrzehnten schwelt der Konflikt zwischen Einheimischen und Siedlern. Die Einheimischen, darunter zum Beispiel die Berom, sind überwiegend Christen, während sich die sogenannten Siedler, die meist Haussa oder Fulani sind und mitunter seit Jahrzehnten in der Region leben, oft zum Islam bekennen. Viele von ihnen kamen einst wegen der Zinnminen, die ab 1902 eröffnet wurden. Doch diese sind längst geschlossen. Seitdem nimmt der Kampf um die wenigen Ressourcen zu.

Bei den Ausschreitungen zwischen den Berom und Fulani ist das nicht anders. Seit Jahrhunderten betreiben die Berom in Plateau Landwirtschaft, ähnlich lange ziehen die Fulani mit ihren Rinderherden durch die Region. Doch die Suche nach dem immer knapper werdenden Weideland führt zu massiven Streitigkeiten bis hin zu sogenannten stillen Morden. Auf beiden Seiten werden immer wieder Todesopfer entdeckt – oft nachts still und heimlich ermordet. Die Täter werden selten zur Rechenschaft gezogen, obwohl sie durchaus bekannt sind.



Becky Adda-Dontoh ist AGEH-Fachkraft im Zivilen Friedensdienst beim JDPC-Komitee in Jos.



Das gemeinsame Essen ist wichtig für Vertrauens- und Friedensbildung.



Yakubu Bala Shishok (links) ist stolz, Friedensvermittler zu sein. Hier mit zwei seiner KollegInnen.

Dialogbereitschaft ist wichtig

Auch auf diese Entwicklung geht JDPC ein. Gerade hat sie erste Kontakte zur nigerianischen Viehzüchter-Vereinigung „Miyetti Allah“ etabliert. „Wichtig war für uns, dass wir zuerst einzeln mit den Fulani und den Berom gesprochen haben“, erklärt Betty Adda-Dontoh, die als Fachkraft im Zivilen Friedensdienst (ZFD) der AGEH die JDPC in Jos unterstützt, die behutsame Vorgehensweise. Eine generelle Bereitschaft zum Dialog sei schließlich für alle weiteren Schritte notwendig.

Diese müssen nichtstaatliche Organisationen meist alleine gehen. Denn gerade in Jos verlassen sich viele Menschen nicht auf den Staat und auf politische Lösungen, im Gegenteil: „Viele Politiker, die keine inhaltlichen Ziele haben, versuchen, den Konflikt zu schüren und Menschen zu spalten. Wenn eine Gruppe deutlich auf ihrer Seite steht, haben sie bessere Chancen, die Wahlen zu gewinnen“, erklärt Sani Suleiman.

Darüber hinaus ist in den vergangenen zwei Jahren auch die Angst vor Anschlä-

gen durch die islamistische Terrorgruppe Boko Haram (Westliche Bildung ist Sünde) gewachsen. Plateau gilt zwar anders als beispielsweise der Bundesstaat Borno nicht als Hauptziel. Doch bei der Explosion vor der St. Finbarr's Kirche hat sich gezeigt: Eine einzelne Bombe schafft es, die ganze Region in Brand zu stecken.

Einfache Gesten wichtiger als Theorie

Das Dörfchen Rigizah ist damals zum Glück verschont geblieben. Es liegt an der großen Überlandstraße, die von Jos in Richtung Norden führt. Vor dem Gemeinschaftshaus in Rigizah wartet Yakubu Bala Shishok auf seine Gäste. Er ist Distrikt-Vorsitzender. Es ist ein traditionelles Amt, das er von seinem Vater erbte. Heute ist ein modernes dazu gekommen: Denn Shishok ist auch Friedensvermittler. „Eines Abends bekam ich einen Anruf und bin von JDPC gefragt worden, ob ich daran Interesse hätte. Mein Dorf hat mich dafür vorgeschlagen.“ Shishok fühlt sich geehrt. Um seinen Hals baumelt sein offizieller Ausweis als Friedenvermittler.

Die Übernahme des neuen Ehrenamtes sei für ihn aber auch eine logische Konsequenz. „Schon vorher habe ich viel mit meinen Leuten zu tun. Sie sind mit ihren Problemen zu mir gekommen. Ich habe versucht zu helfen, aber auch Streit zu schlichten.“ Durch die JDPC-Workshops hat er dafür nun weitere Ideen und Methoden erhalten. Gleichzeitig weiß er: Es gibt

Für ein friedliches Miteinander

Eine friedliche Heimat und einen respektvollen Umgang untereinander, das wünschen sich im nigerianischen Bundesstaat Plateau die allermeisten Menschen. „Vor allem nach Workshops stellen wir fest: Die Einwohner von Plateau möchten ein normales Leben führen und Kontakt untereinander haben“, bestätigt Becky



Becky Adda-Dontoh ist Friedensfachkraft in Jos

Adda-Dontoh, die als ZFD-Fachkraft der AGEH in Jos arbeitet. Gemeinsam mit den Kollegen des Komitees für Gerechtigkeit, Entwicklung und Frieden (JDPC) der Erzdiözese Jos kümmert sie sich um verschiedene Projekte zur Friedensförderung. Wichtig ist dabei, dass in Plateau, wo seit der ersten Krise von 2001 immer häufiger ausschließlich christliche oder muslimische Wohnviertel entstanden sind, die Menschen wieder miteinander in Kontakt kommen. Schließlich lassen sich nur so Vorurteile abbauen.

Dabei helfen die von JDPC ausgebildeten Friedensvermittler. Sie sind in ihren Stadtteilen oder Dörfern unterwegs und bringen Christen und Muslime, sogenannte Einheimische und Siedler, Jugendliche und traditionelle Herrscher zusammen. Neben Diskussionen werden auch Filme gezeigt, die zu einem friedlichen Miteinander anregen.

Als besonders erfolgreich bezeichnet Becky Adda-Dontoh das Projekt für Notfallvorsorge und Gefahrenabwehr (ERPT). Wer in einer Krise sein Haus verloren hat, für den übernimmt JDPC die Erstversorgung und hilft mit Lebensmitteln, Decken oder Kochgeschirr.

Dafür zuständig wäre eigentlich der Bundesstaat Plateau, der bisher aber kaum etwas für die Entschädigung von Opfern getan hat. Das Personalprogramm ZFD wird vom Bundesministerium für Entwicklung und wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) finanziert.



Benedicta N. Daber ist die Koordinatorin des JDPC-Komitees in Jos



In Rigizah eröffnen ein Imam und ein Pastor gemeinsam den Vormittag unter dem Motto „Caring is Sharing“.



Seit zwei Jahren häufen sich die Auseinandersetzungen zwischen den Fulani, die mit ihren Rindern durch Plateau ziehen, und den sesshaften Bauern.

Grenzen, beispielsweise, wenn er betrunkenene Jugendliche trifft. An sie heran zu kommen, sei schwierig.

Doch jetzt strahlen seine Besucher, die nach und nach eintreffen. Menschen, die in Rigizah leben, andere Friedensvermittler, Imame, Priester, Polizisten, traditionelle Dorfcheads. Jedem drückt er ein kleines Programm in die Hand. „Caring is Sharing“ – wenn man teilt, kümmert man sich – steht darauf. Daneben strahlt ein großes, freundliches Lachgesicht.

Für viele ist es ein besonderer Tag. Heute werden Zertifikate an die Teilnehmer überreicht, die an einem JDPC-Workshop teilgenommen haben und sich mehr denn je für ein friedliches Miteinander einsetzen wollen. Yakubu Bala Shishok spricht immer wieder mit einigen von ihnen, gratuliert und lacht.

Zum Schluss lädt er alle zum gemeinsamen Essen ein. Friedensarbeit darf nicht zu theoretisch sein. Manchmal sind ganz einfache Gesten viel wichtiger.